

# Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 12. März 1933.

## Die Reise auf den Blocksberg.

Von Selma Lagerlöf.

Zu Großmutterns Zeiten war eine alte Tagelöhnerin auf Marbada, die das Unkraut ausjätete. Im Winter schlief sie meist in der Küchenstube, aber sie dachte wohl, es sei da schon voll genug durch die Haushälterin und fünf Dienstmädchen. Deshalb zog sie lieber, sobald es Sommer wurde, hinunter in den Stall und schlief da.

Da hatte sie ein prächtiges, gutes Bett gefunden, nämlich einen alten abgedankten eisernen Schlitten, der viele Winter hindurch Roheisen von den Eisenhütten im Bergwerksdistrikt geholt und nach dem Hüttenwerk auf Kamsberg gefahren hatte.

Da schlief das alte Weib ruhig und gut mehrere Wochen lang; eines Nachts jedoch fuhr sie jäh vom Schlaf auf, denn der Schlitten unter ihr bewegte sich. Sie setzte sich auf und sah um sich. Draußen war helle Sommernacht, aber das arme Weib lag in fast vollkommener Dunkelheit und konnte nichts unterscheiden.

Sie glaubte, sie habe nur geträumt, und legte sich wieder nieder. Ringsum war alles ruhig, und es dauerte nicht lange, da war sie auch schon wieder eingeschlafen.

Aber war es nicht sonderbar? Kaum hatte der Schlaf sich eingestellt, als sie auch schon wieder aufwachte, denn der Schlitten hatte sich abermals bewegt. Diesmal war es indes nicht nur ein einzelner Ruck, sondern der Schlitten bewegte sich auf dem Boden hin. Zwar glitt er ganz leicht und vorsichtig vorwärts, aber Leben war in ihn gekommen, darüber konnte kein Zweifel herrschen.

Das Weib richtete sich auf und hielt sich mit beiden Händen am Schlittenrand fest. Die Haare standen ihr zu Berge, ihre Zähne schlugen gegeneinander.

„Barmherziger Gott!“ jammerte sie. „Barmherziger Gott, der Schlitten fährt davon!“

Wie konnte das nur zusammenhängen? Möglicherweise konnte so ein alter Schlitten, der Winter um Winter mit Roheisen beladen zwischen Kamsberg und dem Bergwerksdistrikt hin und her gefahren war, nun bei Nacht keine Ruhe finden, sondern mügte sich ab und zu etwas bewegen.

Doch nun fuhr der Schlitten schneller. Er holperte auf den unbehauenen Steinplatten dahin und sprang mit einem Satz über Heu- und Strohhaufen weg, wie wenn er über Schluchten und steile Hügel hinaufahren mügte.

„Barmherziger Gott!“ jammerte das alte Weib. „Barmherziger Gott!“

Aber es nützte nichts, ob sie auch noch so flehentlich den Namen Gottes anrief, deshalb wurde der Schlitten nicht ruhiger, er fuhr unentwegt durch die ganze lange Scheune hin, es stand ihm nichts im Wege, denn es war ja Sommer und fast kein Heu in der Scheune.

Schließlich stieß der Schlitten gegen eine Wand, und da hielt er jählings an.

Na, hier würde er nun doch wohl stehen bleiben! O nein, das tat er nicht! Nachdem er sich ein paar Augenblicke verschaukelt hatte, zog er sich wieder in die Ecke zurück, wo er vorher gestanden hatte.

Die Frau sagte später, wenn sie nicht gerade in diesem Augenblick herausgebracht hätte, was mit dem Schlitten los war, dann hätte sie sicherlich den Verstand verloren.

Denn es seien nicht die alten Reisen im Bergwerksdistrikt gewesen, die in dem Roheisenschlitten spulten, nein, ganz gewiß habe irgend jemand ihn mit etwas geschmiert.

Irgendeine alte Heze auf dem Hofe oder in der Umgegend — einen Namen wolle sie weder nennen noch vermuten — habe gedacht, sie könne ihre Reise auf den Blocksberg besser und bequemer in diesem Schlitten als auf einem Besenstiel oder auf einer Stabentür machen.

Die verdammte Heze habe wohl nicht gewußt, daß sie, die Tagelöhnerin, nachts in dem Schlitten schlafe. Ja, wie alles hätte kommen können, das auszudenken sei ihr in der Eile nicht möglich gewesen, aber sicherlich habe der Schlitten hinaus ins Freie und davonfahren wollen. Und da hätte er dann sie, die Tagelöhnerin, auf den Blocksberg mitgenommen anstatt der richtigen Heze.

Barmherziger Gott, wenn nun die Scheunenwand nicht im Wege gestanden hätte, dann wäre sie schon weit über die Dorfweiden weg nach der Kirche zu unterwegs gewesen!

Der Schlitten zog sich immer weiter zurück; aber nun begriff die gute Alte, daß er nur zu einem neuen Satz ausholte, um sich doch einen Weg ins Freie zu schaffen. Wenn er nur auf irgendeine Weise hinauskommen konnte, dann sollte es über Baumwipfel und Bergklippen hurtigst hinweggehen. Hoch droben in der Luft würde sie ohne die geringste Angst über spiegelblauem Meer hinschießen und die Kirchtürme wie eine Döhle umkreisen. Sie würde über Groß-Riß und den Grab-Bezirk hinaufahren, aber wo sie schließlich landen würde, daran wollte sie garnicht denken.

Barmherziger Gott, jetzt stürzte der Schlitten abermals vorwärts! Jawohl, dieser Schlitten würde schließlich fliegen, wenn er nur hinaus ins Freie gelangt. Und jetzt fuhr er in wilder Fahrt gegen die Wand, so daß der Ansturm konnte diese sicher nicht standhalten. Die Alte legte sich in den Schlitten zurück, damit sie nicht in der Mitte durchgerissen würde, wenn der Schlitten durch die Bretterwand fuhr.

Nun kam ein fürchterlicher Stoß und Krach; aber siehe, die Wand widerstand wahrhaftig noch einmal! Wenn jetzt doch wenigstens der Schlitten merken würde, daß er nicht hinauskommen konnte, und deshalb stillhalten wollte!

Aber glaubt doch das ja nicht! Jetzt fuhr er wieder rückwärts. Ja, ja, dieser Schlitten, in dem sie lag, der war schon mit einer richtigen Salbe eingeschmiert, und wenn er es jetzt zum drittenmal versuchte, dann würde es ihm sicherlich gelingen.

Was sollte sie nur anfangen, wenn sie mitten unter das Hezenpad und das ganze Heer der Finsternis hineinkam?

Gar oft hatte sie von dergleichen reden hören, aber sie hatte nie daran glauben wollen. Es gibt vieles, an das

man nicht glauben will, bis man selbst zu sehen bekommt, daß es wahr ist.

Barmherziger Gott, führe uns nicht in Versuchung! Sie hatte doch ihr ganzes Leben lang in Armut und Mißachtung verbracht, ohne je zu klagen. Aber sollten ihr jetzt Nacht und Gold angeboten werden, würde sie da wohl widerstehen können? Ach, möchte ihr doch nur die Kräfte verliehen werden, die Versuchung zu überwinden und ihr Seelenheil zu bewahren!

Jawohl, jetzt machte der Schlitten zum drittenmal einen Satz; er fuhr vorwärts, daß dem armen Weibe Hören und Sehen verging. Sie schloß die Augen, damit ihr nicht schwindlig würde. O, sie wußte recht wohl, im nächsten Augenblick würde sie nun im Freien sein und ebenso hoch droben wie die Lerchen und Schwalben über die Erde hinschweben!

Jetzt kam ein fürchterlicher Krach, und ein schreckliches

Getöse erhob sich. Nun war jedenfalls die Wand durchgedrungen.

Aber Gott sei Lob und Dank! Die gute Bretterwand hatte widerstanden. Nur der Schlitten, der war entzweit gegangen. Und in demselben Augenblick mußte er die Reiselust verloren haben, denn jetzt blieb er bombenstill liegen, so daß das alte Weib herauskrabbeln konnte, um sich auf einem Strohhause von der Reise auszuruhen.

Als die Alte am nächsten Morgen all dies erzählte und es schließlich auch Großmutterns Ohren erreichte, kam der alten Dame die ganze Geschichte höchst merkwürdig vor. Allerdings glaubte sie fest an übernatürliche Vorkommnisse, aber irgendeinen Sinn mußten diese doch haben. Daß man mitten im hellen Sommer auf den Blocksberg fahren könne und überdies in einem Schlitten, davon hatte sie doch noch nie etwas gehört. Die Großmutter ging also hinunter nach der Scheune und betrachtete den Schlitten, und da fand sie daß zwei lange Stricke an ihn angebunden waren.

Da besann sie sich nicht lange, sondern rief den Stalljungen und zwei seiner Kameraden herbei, ging tüchtig ins Verhör mit ihnen und las ihnen ordentlich die Leviten.

## Die Welt der Frau.

### „Eine Mutter, die Zeit hat...“

Von Gertha von Gebhardt.

Noch verstehst du es nicht, mein Kind, was ich dir heute sagen will — sollte ich es laut sagen, es ginge nicht in deinen kleinen Kopf. Vielleicht aber, wenn ich es schweigend sage, geht es auf den geheimnisvollen Fährten, die zwischen allen einander liebenden Wesen von selber sich bahnen, geradeswegs in dein Herz. In einer der kurzen Minuten, in denen wir beide, Mutter und Kind, uns dem ungeschuldeten Liebespiel hingeben, das auf der Welt für alle Ewigkeit das Süßeste sein wird, frage ich dich — wie Liebende einander ja immer törichte Fragen stellen müssen: „Wenn du dir nun eine andere Mutter aussuchen solltest als mich, was für eine möchtest du haben?“ Und du, ohne dich auch nur zu besinnen, antwortest rasch, mit einem kleinen sehnächtigen Seufzer: „Eine Mutter, die Zeit hat!“

Du hast gewiß nicht gemerkt, wie tief ich erschraf. Nicht dein Kummer allein, die Klage einer ganzen Kinder- generation lang in deinen Worten. Was sollte ich tun? Ich habe anfangen müssen, mich mit dir auseinanderzusetzen. Ich habe versucht, mich so kindlich auszudrücken wie nur möglich, und dir klar zu machen, weshalb die Mutter so wenig Zeit für dich hat und warum das schlimm — und doch wieder nicht so ganz schlimm ist. Ob du verstanden hast? Verstanden vielleicht, aber doch wohl nicht ganz verstehen wollen. Ein Ding, mit dem man unzufrieden ist, versteht man nicht gern, auch schon in der Kindheit.

Als ich selber so alt war wie du jetzt, hatte ich nur einen Vater, der niemals Zeit hatte, und der Schmerz und die Schande, daß mein Vater viel mehr arbeitete und viel länger am Schreibtisch saß als alle anderen Väter, die ich kannte, und sogar Sonntags, und an Weihnachten, und an seinem eigenen Geburtstag, und immer, trotz meine ganze Kindheit über an mir. Meine Mutter aber hatte Zeit.

Das soll nicht heißen, daß sie sorglos mit uns Kindern gespielt und sich abgegeben hätte; daran lag uns ebenjowenig wie euch Kindern von heute. Aber sie war doch da. Sie war zu Hause. Da war ein Nähtisch, an den gehörte sie eben, und wer etwas brauchte oder schnell etwas fragen oder erzählen mußte, der fand sie dort, das war ganz einfach. Kein Kind überlegte sich auch nur, wie nötig es seine Mutter hatte, noch weniger als es sich überlegt hätte, wie nötig es die Luft zum Atmen brauchte. Die Mutter war ihm so sicher und war so eingeordnet in das Leben wie Mittagessen, Spiel im Garten und Abendgebet. Gewiß, es kam oft genug vor, daß auch wir einmal den Bescheid erhielten: „Ich habe keine Zeit jetzt — komm später!“ Aber das war so wichtig nicht, denn die Mutter hatte ich sehen mögen, die wirklich keine Zeit gehabt hätte, wenn eins mit zerklüfteten Antien oder blutender Nase heulend gelaufen kam. Sie war — man vergebe mir, es ist zärtlich gemeint — ein zuverlässiges Möbel gleich unserm Bettchen oder der Wanduhr; und wie der Wächhund des Hauses, so bewachte sie uns, sah uns das schlechte Gewissen an der Kassenpitze und das Fieber, das im Antlitz war, an den Augen an.

Heute? Eure Mütter leisteten andere Arbeit als die euch so verständliche in der Küche oder am Nähtisch. Sie sind unterwegs in Geschäften, die ihr nicht begreift und deshalb nicht leiden könnt, sie müssen Geld verdienen in den Büros, den Fabriken, den Laboratorien, im Umherlaufen, ja oft kann man es nennen: im Umherjagen. Es sind selten Dinge, mit denen wir Ehre einlegen und mit denen ihr wenigstens vor den Schulfreunden prahlen könntet. Es sind langweilige Beschäftigungen, zumindest in euren Augen, denen wir aus einer übertriebenen Wichtigkeit nachgehen und euch dabei empfindlich vernachlässigen. Und ob ihr gleich sonst Vernunftsgründen so zugänglich sein könnt, hier verfährt ihr euch vernünftigen Erklärungen — genau wie wir als Kinder, wenn Vater uns klarzumachen versuchte, daß seine ganze Arbeit uns zugute kommen sollte.

Ah, liebe Herzen, möchtet ihr doch einsehen, um wieviel mehr noch unsere, der Mütter, Erwerbsarbeit einzig euch gilt, und daß alles, was wir tun, geschaffen muß, bloß um euch das bischen sorglose Kindheit zu schaffen, das uns bis in die einfachsten Bürgerhäuser der Vorkriegszeit noch so selbstverständlich beschied war. Es ist ja nicht wahr, daß wir euch weniger lieben und weniger verstehen, als unsere eigenen Mütter uns liebten und verstanden. Wir lieben euch heißer und schmerzlicher, so schmerzlicher wie früher viel-

leicht nur die großen Sorgenkinder geliebt waren. Ja, unsere Angst um euch ist nicht geringer als die der Millionen Mütter, die vier Schreckensjahre lang um das Leben ihrer Söhne gezittert haben. Denn eure kommende Existenz ist dunkel, und wir haben gar keine Vorstellung davon, wie ihr leben und sein werdet, ja ob ihr überhaupt leben und sein werdet.

Und doch haben wir keine Zeit für euch. Andere trocknen eure Tränen, andere bilden an eurem Weiblich, andere loben und strafen euch — eure Mütter verdienen. Aber all unsere Zeit ist trotzdem für euch verwandt, auf dem schweren Umweg, der heute so vielen unter uns zu machen auferlegt wird. Vielleicht, wenn einmal das Tal durchwandert sein und der Aufstieg beginnen sollte, seid dann ihr an der Reihe, Kinder zu bekommen und aufzuziehen. Gott weiß, wie herrlich die Zeiten dann sein werden! Vielleicht werden eure Männer dann, wenigstens so lang eure Kinder euch brauchen, das ganze Geld verdienen, und ihr selbst werdet am Nähtisch sitzen und jederzeit Schmerzen stillen, Streit schlichten oder Auskunft geben können, ob man Spaziergang mit  $\frac{1}{2}$  schreibt.

Luftschlöffer, gewiß. Und Heutigen, mein Kind, bleibt nichts übrig als uns ungeheuer lieb zu haben. Und der ganze Trost, den wir haben, ist der, daß wir dazu einander noch nicht einmal immerfort zu sehen brauchen, ja daß wir uns vielleicht noch viel zärtlicher lieb haben, als wenn wir nicht solchen großen Seltenheitswert füreinander hätten wie eben jetzt.

Und uns diese Zärtlichkeit zu beweisen, dafür ist zum Glück doch jeden Tag noch ein Augenblick Zeit.

### Atmosphäre.

Von Johnny Behm.

Das geheimnisvolle Etwas, das wir Atmosphäre nennen, ist wie eine millionenfach abgewandelte Melodie, die aus dem Menschen klingt, in einem Raum schwingt oder das Lied, das eine Stadt singt. Man muß ein Ohr haben, eine empfindliche Musikalität, diese leise Weise zu hören. Doch wer zu hören versteht, der schaut hinter das Geheimnis der Dinge und Existenzen, der dringt überall ein, ohne zu forschen, ohne sich zu mühen. Es ist ein Wirken unsichtbarer Kräfte, dieses mysteriöse Etwas, dieser Dunstkreis um alles Lebende.

Die Atmosphäre der Frau ist seelisch bedingt, die des Mannes charakterlich und beruflich, die eines Raumes, einer Gesellschaft, einer Stadt, eines Volkes durch ästhetische, soziale, geistige und künstlerische Komplexe, durch Stills- und Formgefühl, Kultur oder Primitivität, schlechten oder guten Geschmack, Sprache und Gebärde.

Atmosphäre, dieser Atem aus Millionen unsichtbaren Poren, verbindet oder stößt ab. Ein Mensch ohne Atmosphäre ist wie eine Landschaft ohne Lebewesen. Durch die Atmosphäre bedingt sind Sympathie und Antipathie, Vertrautheit und Fremdheit, Wärme und Kälte, Wohlbehagen und Mißbefinden. Die Zurückhaltung, die eine Frau auferlegt und die Freiheiten, die eine andere gewährt, der Respekt, den ein Mann heischt, die Sachlichkeit oder Intimität zu begegnen, werden durch die jeweilige Atmosphäre ausgelöst. Ihr auch entströmt es, daß man ganz fremde Menschen mit dem Du grüßen und lang bekanntem ewig das förmliche Sie bewahren möchte.

Stärker als beim Menschen verdichtet sich das gefühlsmäßige Erspüren des Dunstkreises im Raum. In manchen Gemächern ist eine Atmosphäre von Unbewohntheit und steriler Aufgeräumtheit, daß man kaum wagt, sich auf die Ecke eines Stuhles zu setzen, und in anderen wieder hat man das Gefühl, so schwer zu Hause zu sein, daß man, obgleich zum erstenmal dorthin verschlagen, sich wohl in einem Sessel ausstreckt und jeder Konvention schon im ersten Augenblick enträt. Es gibt auch Atmosphären, aus denen man nur schwer den Weg zum Ausbruch findet und andere, wo man nach zehn Minuten schon von der Vorstellung beunruhigt ist, endlos geblieben zu sein. Atmosphäre ist es, was zu Verhaltenheit und Stille zwingt, Atmosphäre, wenn man eines lauten Wortes, einer Anzüglichkeit nicht fähig ist und ebenso ist „atmosphärisch“ bedingt, wenn die feineren Schwingungen des Geistes und Gemütes sichtbar gebemmt, sich nicht entfalten vermögen. Im gleichen Maße ist solch subtiles Reagieren durch die Atmosphäre einer Gesellschaft veranlaßt. Es könnte dunkel sein, man könnte nichts sehen, vernähme nicht

## Wanderkleider.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt“.



Links: Blauer, handgestrickter Pullover mit Vildkragen, leicht glodiger Rock aus blau-weiß-grau kariertem Bouclé, dazu ganz heller, leichter Regenmantel.  
Rechts: Flotte Westendbluse aus grünem Wollstoff, praktischer Rock mit eingelegten Falten.

einen Laut und fühlte doch, ob man hierher gehört oder nicht.

Auch Städte wirken, ohne daß man in ihnen weiß, durch die erste flüchtige Berührung mit ihrer Atmosphäre, befeunden auch ohne das sichtbare Bild ihre Wesenheit das alte und neue, katholische und protestantische Städte. Auch hier das Unfassbare, Unerklärliche, warum man dort verharren, warum in andern, von denen man nichts weiß, man um keinen Preis der Welt bleiben möchte.

Es gibt kein Schutzmittel gegen die Indiskretion der Atmosphäre, keine Tarnkappe, sie zu verbergen. Ein Glück nur, daß nicht alle mit der Sensibilität, sie wahrzunehmen, begabt sind. Es wäre das Ende jeden Geheimnisses.

## Ein Tag des Mißvergnügens.

Von Bijouette Hennoch.

Es gibt Tage... jede Hausfrau kennt, haßt und fürchtet sie. Meistens führen sie sich dadurch ein, daß der Weder seine Pflicht verrät und anstatt zu klingeln, nur einmal kaum vernehmlich schnurrt. Die Laune des Hausherrn ist tief unter dem Gefrierpunkt. Ohne Frühstück verläßt er das Haus, weil er ja wirklich nicht zu spät in seinen Betrieb kommen kann. Verlorene Zeit kann man beim besten Willen nicht zurückholen. Leider hat sie aber immer noch eine Menge anderer Unannehmlichkeiten im Gefolge, und so wie der Tag sich angeht, hat, schreitet er weiter fort. Nicht gerade zu unserer Freude. Was man in die Hand nimmt, fällt herunter, was man anfängt, wendet sich gegen uns. Die Tüde des Objektives arbeitet mit unheimlicher Bosheit, und wir sind machtlos.

Ist es so? Können wir diesen kleinen Niederträchtigkeiten nicht begegnen? Gibt es kein Mittel, um Herr über sie zu werden?

Zuerst muß man sich zur innerlichen Ruhe zwingen. Je mehr die tätige Frau sich in den eigenen Jörn hineinredet, um so schwerer erträgt sie die vielen Nadelstiche, die ihr aus der Umgebung erwachen. Sonst werden die vertrauten Dinge zu Feinden, mit denen man kämpfen muß. Aber die Ruhe allein kann es ja auch nicht machen, wenn sich doch an einem Tag des Mißvergnügens tausend Fehler einstellen, wenn... ja wenn...

Das Glas, in dem das Kompott eingekocht wurde,

sich um keinen Preis öffnen lassen will, obwohl der Gummiring ganz tadellos ist. Nur keine unnötige Aufregung. Das Glas wird mit dem Kopf nach unten in einen Topf mit heißem Wasser gestellt und fünf Minuten stehen gelassen. Dann weicht der Gummiring einem zarten Zupacken. Das Glas ist geöffnet.

Das Gemüse in dem Augenblick andrannte, in dem man zum Öffnen der Tür hinauseilen mußte. Nicht im Topf tragen, nicht mit dem Löffel herumharren. Das Gemüse vorsichtig herausnehmen, in einen anderen Topf legen, kaltes Wasser darauf gießen, es ein bis zwei Minuten am offenen Fenster stehen lassen, das Gemüse in eine Schüssel schütten, den Topf auswachen, Fett hineingeben oder Butter und noch einmal aufsehen. Niemand schmeckt, daß es überhaupt angebrannt war.

Die Kohlen im Herd und im Zimmerofen durchaus nicht brennen wollen. Eine Handvoll Salz darauf schütten, die Kohlen etwas anfeuchten und in den Ofen legen. Einige Ballen zusammengefülltes Papier dazulegen, einige Späne trockenes Holz. Das Papier anzünden und sich weiter nicht um das Feuer kümmern. Die mit Salz befeuchten, angefeuchteten Kohlen brennen vorzüglich.

wenn durch Überlösen von Speisen nicht nur der Herd festig, sondern auch die Luft dampf geworden ist. Schnell eine Handvoll Salz auf den Herd streuen, einen Augenblick einziehen lassen, mit einem feuchten Lappen alles nachwischen — der Schaden ist behoben.

wenn der Braten nicht weich werden will, obwohl er zeitig genug auf Feuer kam. Eine Messerspitze Natron zugeben, und das Weichwerden von Fleisch (oder Hülsenfrüchten) geschieht überraschend schnell.

wenn der Fisch sich schwer schuppen läßt und die Zeit knapp wird. Bitte den Fisch in einer mit Wasser gefüllten Schüssel schuppen. Das geht sehr leicht; wenn man sich vor allen Dingen nicht unterliegen läßt, nicht den Kopf verliert, sondern klar überlegt, welche Gegenmaßnahmen man für häusliches Mißgeschick aus seinem Lieblingsblatt schon erfahren hat.

## „Er soll dein Herr sein...“

Ehe, Liebe und Bürgerliches Gesetzbuch.

Als meine Freundin Gerda plötzlich und unerwartet zu mir ins Büro kam, war ich etwas erstaunt. Eine junge Frau, die erst vor vierzehn Tagen geheiratet hat, sucht einen Rechtsanwalt auf? Na, hoffentlich stimmt da alles in der Ehe!

„Guten Tag, Hans! Bitte, wundere dich nicht, daß ich dich hier im Büro aufsuche, ich habe etwas Geschäftliches mit dir zu besprechen!“

„Nanu? Geschäftliches? Willst du vielleicht dein Testament machen? Denn daß du in einer Ehescheidungsangelegenheit zu mir kommst, kann ich mir bei einer Ehe von gerade vierzehn Tagen eigentlich nicht denken!“

Gerda lacht: „Nein mein Junge, da kann ich dich restlos beruhigen; ich bin mit Ernst sehr glücklich! Das heißt, aber...“

„Aber, aber...?“ — „Ja, deshalb komme ich ja gerade. Ich bin immer für Klarheit, und deshalb möchte ich ein paar Dinge genau wissen. Du weißt, daß ich ein ziemlich selbständiger Mensch bin, ich bin absolut nicht gewöhnt, mit Vorschriften machen zu lassen!“

„Mit dieser Ansicht wirst du aber nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch in der Ehe nicht durchbringen!“

„Wieso nicht?“ — „Weil das Gesetzbuch sagt, genau wie die Bibel: Er soll dein Herr sein!“

„Na hör' mal, das läßt sich doch keine moderne Frau gefallen!“

„Sie muß wohl schon, denn im § 1354 BGB. steht, daß dem Mann die Entscheidung in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten zusteht.“

„Das ist ja lieblich! Wenn ich als freie Frau sagen würde, ich reise jetzt, solange ich will, fort, so kann mir mein Mann das laut Gesetz verbieten?“

„Der Mann bestimmt Wohnung und Wohnort der Frau! Er darf allerdings dieses Recht nicht mißbrauchen!“

„Gott sei Dank! Aber wann ist es Mißbrauch?“

„Na, wenn dein Mann zum Beispiel von dir verlangen wollte, du solltest ihn auf einer Nordpol-Expedition begleiten, oder wenn er sich, wie Dr. Ritter, auf den Galapagosinseln niederlassen will — dann brauchst du nicht mit!“

„Das ist ja ein kleiner Trost. Aber wenn mein Mann nun in eine unmögliche Kleinstadt veretzt würde, dann müßte ich mit?“

„Selbstverständlich — aber das würdest du ja aus Liebe tun!“

„Hör' mal, über die Erziehung der Kinder hat der Mann auch zu bestimmen? Das ist doch eigentlich die Sache der Mutter!“

„Ich finde es zwar etwas verfrüht, mit dir über Kindererziehung zu sprechen, wo du gerade vierzehn Tage verheiratet bist, aber für alle Fälle will ich dir mal Bescheid sagen: Der Mann hat auch in der Kindererziehung das erste Wort! Er bestimmt, in welche Schule die Kinder kommen, und welche Ausbildung sie haben sollen!“

„Und das Ganze nennt sich Gleichberechtigung der Frau?“

„Ja, Gerda: Gesetz ist Gesetz, und vor dem Gesetz sind wir immer noch die Herren der Schöpfung. Allerdings ist der Mann in der Ehe immer verpflichtet, alle Entscheidungen erst mit seiner Frau zu besprechen, er darf also nicht, ohne es mit dir besprochen zu haben, deinen zukünftigen Sohn ins Gymnasium schicken. Also mit dem absoluten Herrsein ist das nicht so schlimm!“

„Da bin ich beruhigt, ich dachte, jetzt müßte ich alle mühsam errungenen Freiheiten der Frau aufgeben!“

„Theoretisch ja — aber in der Praxis hat ja wohl die Liebe noch mehr zu sagen...“

„Gott sei Dank!“

Dr. jur. H. W.

# Der Jugendfreund.

## Häupter der Löwenjäger

Es war gewiß gut gemeint von Matakombe, daß er den beiden neuen Antömmlingen von dem kranken Löwenjäger sprach, der in der Hütte lag. Denn er hielt jeden Weissen für einen großen Arzt und Zauberer und glaubte, die Fremden würden einem Manne ihrer Farbe gerne helfen wollen.

Trotzdem war Hayter sehr wenig erbaut, als die Gehalten der beiden Männer an seinem Schmerzenslager auftauchten. Schon der erste Blick verriet dem in der Wildnis geschulten Bewunderten, daß er Buschklepper der niedrigsten Sorte vor sich hatte. Es war kein angenehmer Gedanke, hilflos dazuliegen, wenn so zweifelhafte Burtschen in der Nähe waren.

Natürlich machte Hayter gute Miene zum bösen Spiel und tat, als hege er nicht den geringsten Argwohn. Mit schwacher Stimme gab er den beiden, die äußerst besorgt taten, Auskunft über sein Schicksal. Berichtete, wie ihn auf der Jagd eine angeschossene Löwin angenommen hatte, wie es ihm gelungen war, ihrer mit dem Messer Herr zu werden,



Mit dem Saft des Tewe-Baumes bestrichen sie die Zeichnung und warteten gespannt auf das Ergebnis der Prozedur.

er dann aber, schwerverletzt, unfähig, sich zu rühren, liegen geblieben sei. Einige Keger aus Matakombes Dorf hatten ihn gefunden und auf ihren Speeren mit heimgenommen.

Diese Erzählung war von großen Rausen der Erschöpfung unterbrochen, in denen Hayter sich immer wieder zurücklegte und die Augen schloß. Trotz dieser vorsichtigen Schonung hatte er sich aber offenbar mit dem Bericht seines unglücklichen Jagdabenteuers zuviel zugemutet, denn er war noch nicht ganz zu Ende, als sein Kopf mit einem Stöhnen zur Seite fiel und er in eine tiefe Ohnmacht versank.

Es verriet den bösen Geist, welcher die beiden Buschklepper beherrschte, daß sie sich nur oberflächlich um den Bewußtlosen bemühten, wobei sie sich gegenseitig bedeutungsvoll anfehten. Als sie sich darüber klar wurden, daß die Sinne des Kranken verlassen hätten, richtete sich der eine von ihnen auf und begann mit raschen Bliden die Ausrüstung des Jägers zu mustern, welche in der Hütte lag. Sein Kumpan sah ihm mit sichtlichem Bewunderung zu. Ohne seine Tätigkeit einzustellen, flüstert der Suchende rasch:

„Dies ist Hayter, der Löwenjäger.“

„Nun, was bedeutet das?“

„Es heißt, er habe eine der Schatzgruben der Königin von Sada entdeckt und er such irgendwo eine Aufzeichnung haben, wo die Stelle zu suchen ist. Doch zwischen den Sachen kann ich sie nicht finden.“

„Es ist doch klar, daß er sie an seinem Körper trägt, wenn es so etwas gibt.“

„Du hast recht, drehen wir ihm einmal die Taschen um.“

Doch der Strolch kam nicht dazu, seine menschenfreundliche Absicht auszuführen, denn in diesem Augenblick wurde die Matte, welche den Eingang der Hütte verschloß, zurückgeschlagen und Matakombe trat ein.

Der schwarze Häuptling warf einen prüfenden Blick auf den Bewußtlosen und sah die beiden Weissen dann fragend an. Diese beeilten sich zu sprechen:

„Unser Landsmann ist sehr krank“, sagte der eine in betrübttem Ton, „er sprach uns von seinen Gefahren und dabei verließ ihn sein Geist vor Schwäche. Wir werden ihn sehr sorgfältig pflegen müssen, wenn er gesund werden soll.“

Matakombe nickte zustimmend und wollte sich abwenden, den Zauberdoktor des Stammes herbeizurufen, als eine Bewegung des Kranken verriet, daß seine Sinne zurückkehrten. Da setzte sich der Keger neben das Lager, hielt dem Schwindenden die gefüllte Kürbischale an die Lippen und neigte ihm auch die Stirn und die Lippen mit dem kühlenden Raß.

Den beiden Buschkleppern blieb nichts übrig, als fürs erste von ihrem Vorhaben abzusehen und eine günstigere Gelegenheit zu erwarten.

Eines Nachts, wieder hatte Hayter einen schrecklichen Anfall überstanden, winkte er einen von ihnen zu sich heran und flüsterte dem sich Herabbeugenden heiser zu:

„Mann, Ihr habt euch als zuverlässiger Pfleger erwiesen und ich glaube, daß Ihr ehrlich seid. Auf meiner Brust ist ein Papier. Sollte ich hier mein Leben beschließen, so nehmt es und bringt es in die alte Heimat, wo ich Geschwister habe, die vielleicht Not leiden. Ihre Adresse findet Ihr in meinem Notizbuch. Sagt ihnen, auf dem Plan sei der Fundort eines Schatzlagers aufgezeichnet. Sie sollen es mit eurem Beistand suchen und ehrlich teilen. Aber bei dem Papier ist ein Geheimnis. Die Linien, die darauf zu sehen sind, sind nicht die rechten. Sucht auf dem Weg zur Küste eine Tewe-Palme und zapft sie an. Wenn Ihr mit dem Saft den Plan bestricht, werden die richtigen Linien und Zahlen zum Vorschein kommen.“

Völlig erschöpft sank der Sprecher zurück. Der triumphierende Blick, den der Strolch seinem Spiegelgesellen zuwarf, entging ihm.

Ohne Bedenken vollendeten sie ihren niederträchtigen Plan. Hayter lag in wirren Fieberphantasien, bald murmelte er höhnend unverständliche Worte, bald lachte er grell und sinnlos vor sich hin, als der Strolch ihm die Kleidung auf der Brust öffnete und das wertvolle Dokument hervorjog. Dann verschwanden die beiden Gesellen unterzählig aus dem Dorf. Hinter ihnen her klang das Gelächter des Kranken, als höhe er seines eigenen Unglücks.

Viele Tage lang flüchteten die Spitzbuben durch den Busch, stets der Verfolgung durch Matakombes Krieger gewärtig, ehe sie sich in Ruhe mit der gestohlenen Zeichnung zu beschäftigen wagten. Endlich konnten sie sicher sein, ihre Spur verwischt zu haben und machten unter einer Tewe-Palme halt. Belustigt betrachteten sie das Gemirr graugrüner Linien, mit dem das Papier bedeckt war. Hätte der Jäger nicht selbst ihnen das Geheimnis der Karte verraten, sie hätten sich wohl jetzt nach der Erbeutung bemüht, dieses schwierige Durcheinander von Strichen und Zahlen zu enträtseln. So aber machten sie sich kein Kopfzerbrechen über die irreführenden Angaben, sondern gingen sogleich daran, mit dem Saft des Tewe das eigentliche Bild auf dem Dokument hervorzurufen.

Als ein Tuch ganz mit der hellen Flüssigkeit durchtränkt war, strichen sie mit ihm einige Male kräftig über die Zeichnung. Der Erfolg ließ nicht auf sich warten. Es dauerte nur wenige Sekunden, dann war die mühsamolle graugrüne Kartenspitze auf dem Papier spurlos verschwunden! Noch eine ganze Weile warteten die Diebe, es möchte darunter etwas anderes zum Vorschein kommen.

Zu spät erst erkannten sie, daß sie von dem Löwenjäger genarrt worden waren. Die Bewußtlosigkeit bei ihrer Ankunft war Verstellung gewesen. Hayter hatte erkannt, daß er in seiner Lage das Geheimnis vor den Strolchen nicht würde schützen können, und in der richtigen Voraussicht, daß sie den Plan nicht beachten würden, wenn sie ihn für falsch hielten, ihnen das Mittel genannt, das ein für alle Mal den Lageplan des Schatzes vernichten mußte.

Über den Buschkleppern schrie ein Spottvogel. Es klang wie das höhnliche Gelächter des Fiebernden in Matakombes Hütte.



# Die schöne Wohnung

## Die gesellige Familie.



Zur Pflege des Heims wird manches unternommen, was aber zu seiner Befestigung? Denn es ist in der Tat bedroht durch allerlei äußere Einflüsse, am stärksten aber von innen her, durch unser eigenes Unvermögen, unser Heim mit geistigen und mit Gemütswerten zu erfüllen, damit es für alle Familienmitglieder die verlockendste Stätte wird, ein wirklich „heimlicher“ Ort. Jene häufig

genossenen Vergnügungen, denen heute alle Welt nachjagt, jene traurigen Geselligkeiten, die keine anderen als materielle Sensationen bringen, können nicht richtig froh machen. Wie bei Kindern, die keine Befriedigung finden, ob man ihnen auch das schönste Spielzeug gibt, und die doch immer wieder vergnügt zum Bindfadenknäuel greifen, stellt sich auch bei uns trotz aller Anstrengungen und allen Aufwandes kein bißchen wahres Glücksempfinden ein.

Gemeinsames Lesen. Wenn jeder still für sich liest, kann niemals eine Familie in einer Stimmung, einer Unterhaltung zusammengeführt werden. Das Vorlesen ist das einfachste und natürlichste Mittel, mehrere Menschen in einem Interesse zu einen. Wer tut das noch, wer kann das noch? Viele müssen erst wieder dahin zurückfinden, man setzt erst einmal einen Tag in der Woche dafür an, schon ist ein frohes Ereignis gesunden, auf das man sich im Büro, in der Schule freut. Man liest abwechselnd, damit jeder an die Reihe kommt, auch das ist wichtig, denn der heutige Mensch muß aus seiner Passivität, seiner Einseitigkeit herausgelockt werden zu allerhand mutigen Unternehmungen des Geistes. Man verfällt auch nicht der Versuchung, sich beim Einzellesen so oft einzustellen, man hört sehr viel physischer und eindringlicher die Sprache des Dichters klingen. Hernach wird man seine Gedanken austauschen, ohne deshalb den Inhalt des Buches zu zerplücken, und so ein Sich-Außern ist eine gewaltige, beruhigende Ablenkung von allen nicht immer hübschen Dingen des Tages.

Das Sammeln von Bildern, das Einreihen, Beschriften, Betrugen ist echte, glückbringende Heimtätigkeit. Man pflegt und erweitert sein kleines Gut, wieder ist man selbstschöpferisch gegenüber den vielen mechanischen Leistungen, die der Tag von uns fordert. Nicht nur das Sammeln von selbstgefertigten Photographien, sondern auch von Kunstblättern, von Kinderzeichnungen und -ausdrücken, von Zeitungs- und Zeitschriftenauschnitten in Text und Bild, um in das eine oder andere Wissensgebiet einzudringen, sind eine geistige Bereicherung und beglückend. Schon Kindern sollte solche „spielende Arbeit“ nahegebracht werden. Wer sich für Botanik interessiert, sammelt alles Wissenswerte, was er auf dem Gebiete erfahren kann, ordnet das Material nach dem Alphabet, schafft sich ein eigenes Nachschlagewerk, das ihm mehr nützt und freut, als eine Enzyklopädie von unfehlbarer Zuverlässigkeit. Sammeln, kleine Werte achten, das wird für viele nächste Jahre eine große Hilfe für jeden sein.

Gesellschaftsspiele findet man heute fast nur mehr bei Kinderfestlichkeiten. Da wird Topf geschlagen, Feuer-Wasser-Rohle oder Drei-Fragen-hinter-der-Tür gespielt. Früher, als man noch nicht aus den engen Pfad unserer Stadtwohnungen befreit war, Garten und Feld

mit in seinen Bewegungsraum einbezogen konnte, haben die Großen sich ebenso gern damit vergnügt. Das Blinde-Ruh-Spiel ist geradezu von klassischer Bedeutung. Rechte frohe Laune ist heute selten geworden. Je älter man wird, um so stiller wird es in den Räumen und — um so langweiliger. Wenn Menschen sich zusammenfinden, um einen Abend gemeinsam zu verbringen, da ist ein Abendessen keine ausreichende Unterhaltung. Selbst das harmloseste Spiel, das die Menschen aus ihrer Reserve lockt und eine kleine Verbindung zwischen Menschen verschiedener Art herstellt, ist besser als das nichtsagende Plaudern, das oftmals der einzige Inhalt eines lustlos und langwierig vorbereiteten Abends ist. Denn man vergaß das Eine vorzubereiten: dem Tage ein Thema zu geben, zu dem jeder etwas beitragen konnte und mußte, daran frohe Laune sich entzünden kann. Einmal wird die Hausfrau für junge oder nicht allzu schlag-

werden sollte zur Entfaltung aller in uns schlummernden Kräfte, die aus zaghaften Ansätzen sich vielleicht einmal zu Leistungen entwickeln können, oder eben nur zur eigenen privaten Freude.

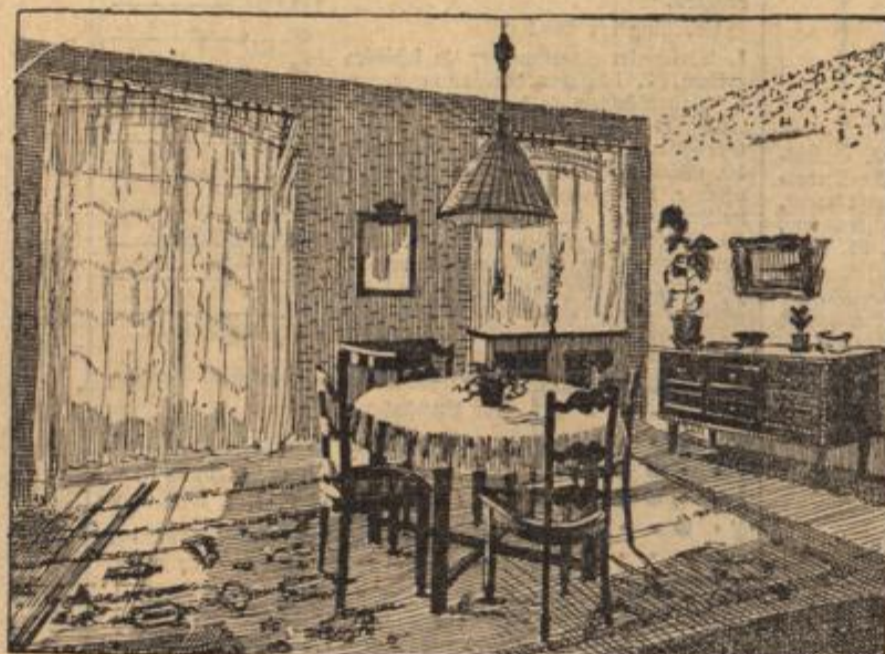
Schaustücke aller Art sind ja überhaupt ein Tummelplatz für Menschen jeden Alters. Wer eine Sache hat, sich persönlich zur Darstellung zu bringen, kann im Verborgenen, bei lustigen Schattenspielen, bei Kasperleaufführungen mitwirken. Und das nicht immer das rechte Stück unter der bestehenden Literatur zu finden ist, schreibt man ein Stück, das auf dem Boden der Familie gewachsen ist, durchdringt von der heimischen Atmosphäre, gewürzt von gutgemeinten und tatvollen Anspielungen und Kritiken und einfach im Ausdruck, um auch von den kleinen Zuhörern verstanden zu werden. Und damit kommt man ganz von selbst auf das

Erzählen eigener Geschichten. Es ist für alle Kinder ein großer Gewinn, wenn die Mutter Erzähl-Nachmittage veranstaltet, an denen sich auch Nachbarkinder einfinden können. Sie erzählt, was ihr für ihre Kinder gerade das Rechte scheint, mischt auch zur Einführung in das heutige recht schwierige technische Leben manche Aufklärung hinein, so daß auch einmal ein ganz modernes Großstadt-Märchen entstehen kann, mit dem Peter, der im Flugzeug ausfliegt und ebenso aufregende Abenteuer erlebt, wie das Rotkäppchen im Walde. Oder vom Fröhchen, das spaten lernen sollte.

Musik im Hause ist nun vollends eine herzerquickende Unterhaltung. Je mehr das Klavier durch seine Unerschwinglichkeit für die Masse des Volkes an Bedeutung verlieren muß, um so wichtiger werden die kleinen Instrumente, die jede Familie noch erwerben kann, die Laute und Gitarre, die Flöte, Zither und Handharmonika. Selbst die kleine Spieldose hat ihre gewichtige Aufgabe innerhalb der Familie, denn die ersten klingelnden Töne, die an des Kindes Ohr treffen, werden unausslöschlich in der Seele des Kindes haften und sie ungleich empfänglicher und empfindlicher machen als die eines Kindes, das ohne diese seine Anregung bleiben mußte. Aber nicht nur die Instrumentalmusik bringt Leben und Fröhlichkeit in unser Haus, sondern daneben auch das Singen von Liedern. Die Mutter singt dem Kinde alte Reime und

Berschen vor, die sie sich aus alten Liederbüchern wiedererobert, die schlichten Texte werden neu begriffen, neu erlebt werden, und die scharfe Nüchternheit unserer Tage wird sich ein wenig verschlängeln. Zu unseren Festen haben wir nicht nur Kuchen, sondern brauen auch einen Chorgesang, an dem alle, bis zum Großvater, sich beteiligen. Einmal im Monat ist Liederabend, warum sollte das nicht möglich sein?

Wenn noch die Unterhaltung als leichte Plauderei für nicht ausreichende und nicht sinnvoll genug bezeichnet wurde, so soll nicht ohne Absicht an letzter Stelle gerade von ihr noch einmal gesprochen sein. Alle Themen, alle Unternehmungen und Anstrengungen, einen Abend zu gestalten, sind unnötig für diejenigen, die über alle Oberflächlichkeit erhaben eine Unterhaltung zu führen verstehen, die aus der Liebe und Freundschaft oder auch nur Sympathie aller Beteiligten zweinander erblühen muß. Wer sorglich bedacht ist, seinen Freunden treu zu bleiben, nicht leichtfertig den Freundeskreis erweitert, wird nie verlegen sein um eine natürliche und heitere Geselligkeit in seinem Hause.



Ein Raum für fröhliche Menschen.

fertige Gäste recht unkomplizierte Spiele anregen, das Erraten von Stimmen bei verbundenen Augen, das Erraten eines Liedes, das einem nur in abgerissenen Motiven vielschichtig entgegenhallt, Reise nach Amerika, das immer hellere Aufregung anstiftet, da ein Stuhl weniger vorhanden ist, als Mitspielende, was alle zur größten Aufmerksamkeit zwingt, das Personen-Erraten mittels zweier Kellen. Für behederte Gemüter sind die anspruchsvolleren Spiele geeignet, das Erraten eines Gegenstandes durch geschickte Fragen, auf die nur mit Ja oder Nein geantwortet werden darf, wobei ganz routinierte den fehlenden Arm der Venus von Milo oder ähnliche abstrakte Dinge erraten haben, das Telespiel oder das Erraten von Wörtern mit mehrfacher Bedeutung (zum Beispiel Feder), das Erraten von Eigenschaften, die mitschick und mit Worten deutlich gemacht werden sollen. Der Melancholische wird schon in seiner ganzen Haltung soviel Leid ausdrücken, daß es manchmal bis zum Wort erst gar nicht zu kommen braucht. Hier kann manche kleine überauspielerische Begabung sich fröhlich auswirken, wie überhaupt in der Familie der Boden gegeben

### Wünsche an den Architekten.

Für die Hausfrau, die mit immer wachem Erneuerungswilligen und Verbesserungswilligen ihrem Haushalt vorsteht, ist es nicht einfach, sich mit Mängeln im Wohnungsbau abzufinden, an denen sie nichts ändern kann, die aber, in die Hand des Architekten gegeben, bald auszuräumen wären. Was möchten wir an unseren Wohnungen geändert wissen?

Gasuhr und Stromzähler im Korridor sollten immer dicht zusammenliegen, wenn möglich, in ein Schränkchen eingeschlossen, um möglichst viel Fläche zur Kleiderablage zu erübrigen.

Ähnlich sollte auch alles übrige feststehende Inventar einer Wohnung tadellos eng aneinandergerückt werden. Wir brauchen die sonst vergeudetem zwanzig und dreißig Zentimeter Zwischenraum sehr nötig!

Heizkörper, heißt es, sollen häufig und gründlich vom Staub gereinigt werden. Wie aber soll man zwischen das undurchdringliche Gitter der Heizröhren gelangen? Nicht jeder bringt die Brause auf, einer heißen Wassers durchgießen, ein Verfahren, das auch nur in Küche und Bad möglich ist.

Abwaschtische, deren Höhe oder besser Tiefe uns in eine Haltung zwingen, daß man schon nach zehn Minuten Arbeit kraftlos die Arme sinken läßt;

Herbplatten, die alle Stille-Einwirkung haben, die man täglich im Schweiß seines Angesichts blank reiben muß, wenn man den Anblick zahlloser Rostflecke nicht vorziehen sollte;

Küchen ohne Steckkontakt, jodas man beim Plätten ins Wohnzimmer wandern muß;

Die ungenügend großen Abfluslöcher an den Fensterbrettern, die jeden Morgen eine Überschwemmung von Tauwasser heraufbeschwören;

Fußböden, die alle gräßlich braun gezeichnet sind und überdies in Hochglanz strahlen, den zu erhalten, man sich viele Stunden müht. Wie wäre es mit einem stumpfen Cremon?

Schwarze Steckdosen, die auf den jetzt üblichen hellen Tapeten zu sehr auffallen;

Küchen, die an der Sonne, Kinderzimmer, die an der Schattenseite liegen;

Türgriffe, die man puhen muß. Würde man sie aus Weißbronze zum Beispiel herstellen, so wäre diese Arbeit hinfällig;

Speisekammern, die nicht gut ventiliert sind, ein wunderlicher Umstand im heutigen Zeitalter der Hygiene. Ein fliegendes Insekt sorgt für ausreichende Lüftung ebenso wie zur Abwehr von Staub und Insekten.

Im übrigen haben wir den festen Glauben, daß herrliche Wohnungen entstehen werden, sobald erst wieder Geld da ist, welche zu bauen.

### Der Nähtisch, nach dem man sich sehnt.



Endlich ist er da! Was habe ich doch mit meinem Nähtisch von der bisher üblichen Sorte für Verdruß gehabt! So, man einen Schubkasten heraus, konnte man nicht richtig hineinsehen, wenn man nicht den Stuhl forttrieb. Dadurch geriet man immer zu weit weg vom Tisch, und man mußte wieder herantreten. In der Schublade schoben sich oft die vielen Kleinteile zu einem unentwirrbaren Knäuel zusammen. Dann konnte man nur mit Gewalt öffnen. War man schließlich soweit, mußte man betäubt feststellen, daß die gestochten Knöpfchen im anderen Kasten liegen. Was hinten liegt, war überhaupt nicht zu sehen. Nicht besser als das Schubkastengewirr waren die Tische mit aufklappbaren Platten. Wollte man nur eine Sicherheitsnadel suchen, mußte die ganze Platte abgeräumt werden. Und dann? Wohin mit all den angefangenen Sachen?

Das alles muß ein Mann seiner Frau gut nachgeföhlt haben, denn er hat einen herrlichen Nähtisch erfunden, der seine Unentbehrlichkeit in der neuen Wohnung sehr bald überall beweisen wird. Der bekannte Architekt Schwemmler in Jellerau hat ihn geschaffen.

Jetzt sitze ich an meinem Tischlein, hebe mit einem leichten Griff die Platte um einiges höher. Dabei bleibe ich sitzen, wie ich sitze. Mit einem Blick übersehe ich all die vielen Fächer mit Garnen und Zwirnen und Hemdenknöpfchen und Nadeln und Restchen. Überall ist gleichmäßig helles Licht. Mit einem Griff habe ich, was ich brauche. Vor mir liegt eine doppelte Arbeitsfläche. Zwischen den Fächern und der Platte ist soviel freier Raum vorgesehen, daß alle angefangene Arbeit im Nähtisch ausgebreitet werden kann. Ein Augenblick, ein Griff — die Platte deckt alles zu. Und die nette Blumenrose, die darauf stehen geblieben war, berühre ich gar nicht.

Alle meine Bekannten sind entzückt von diesem Wunder-tischchen. Das möchte ich all den Frauen mitteilen, die noch Verdruß mit veraltetem Möbel täglich erfahren müssen. Mit bestem Geschenk kann ein Mann seine Frau mehr erfreuen, als eben mit diesem neuen Nähtisch. Hilde Steiger.

### Der richtige Bodenbelag.

Jeder Raum braucht einen seiner Bestimmung entsprechenden Bodenbelag.

Die Diele ist großer Abnutzung ausgesetzt, gestrichene Fußböden daher schnell abgenutzt. Viele Füsse bringen täglich Staub und Schmutz herein. Da bewährt sich der hygienische und dauerhafte Linoleumbelag aufs Beste. Will man die Diele behaglicher ausstatten, so legt man auf das Linoleum einen Kotosläufer, der die dankenswerte Eigenschaft hat, allen Schmutz durchfallen zu lassen. Auch im Kinderzimmer ist Linoleumbelag die beste und einzige Lösung, da kein Teppich, keine Matte auf die Dauer einer so starken Abnutzung, wie sie Kinder hervorrufen, standhält. Durch tägliches Wischen wird der Boden gesundheitslich einwandfrei gemacht.

Im Wohnzimmer kommt es weniger auf eine möglichst praktische als vor allem auf eine schöne Bodenbelagung an. Eine warme, einheitliche Wirkung wird erreicht, wenn die gesamte Bodenfläche mit Bouclé oder Belours ausgelegt wird. Der Staubsauger reinigt solchen Boden in kürzester Zeit. Doch auch der Teppich hat seine großen ästhetischen und praktischen Vorzüge. Er ist für das Herren- oder Arbeitszimmer geeignet. Wenn er auf gepflastertem Parkettboden oder gemauerten Dielen liegt, steht er auf Schönheit dem ausgelegten Boden nicht nach.

Das Schlafzimmer muß möglichst keimfrei gehalten werden, darum sollte es immer mit Linoleum ausgelegt zu sein. Man kann ja kleine, bunte Bettvorleger verwenden, ein großer Teppich im Schlafzimmer aber ist unangebracht.

Der Eindruck der Kälte in der Küche, der von dem Steinfußboden ausgeht, kann durch einen schmalen Linoleumläufer gemildert werden. Auf dem Balkon gestalten die hübschen Gehinatten. Im Badezimmer vor der Wanne ist eine hölzerne Gledermatte empfehlenswert, während die beliebten weichen Gummischwamm-Vorlagen auf die Dauer unhygienisch werden.

Küchenmöbel, die man streichen will, muß man zuerst gründlich abseifen und dann mit Schmirgelpapier abreiben.

Um Glanzstriche zu reinigen, bereitet man einen Brei aus geschälten und geriebenen rohen Kartoffeln, reibt ihn damit tüchtig ab und spült mit lauem Wasser nach. Selbst Ölgemälde und Dinge mit empfindlichen Farben vertragen diese Behandlung.

Das Zusammenziehen seiner, locher Stoffe läßt sich vermeiden, wenn man beim Maschinennähen einen Papierbogen unterschleibt und mitnäht. Der Bogen läßt sich nachher leicht wieder abreiben.

Schubladen, die sich schwer herausziehen lassen, muß man an den Reibflächen mit grüner Seife leicht einschmieren.

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 71.

Sonntag, 12. März

1933.

## Der falsche Herzog

Roman von Erica Grupe-Lörcher

30. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Am anderen Morgen hatte Pedra ihre Herrin gerade zum Ausgange fertig angekleidet, als Doktor Reinhardt im Hause von Dona Rafaela erschien. Pedra hatte sich in der Nacht nach dem Unglücksfall zu fassen gesucht und war in ihrem Gemisch von Angst und Bestürzung zum Entschluß gekommen, in nächster Zeit dem Geistlichen zu San Jacintho von Triana zu beichten. Das Beichtgeheimnis würde gewahrt werden. Auf ihre unzurechnungsfähige Herrin nahm sie in dieser Angelegenheit keine Rücksicht mehr, wenn ihr eigenes Seelenheil auf dem Spiele stand.

Sie erkannte Reinhardt nicht wieder, den sie gestern abend ja nur im matten Schein einer Petroleumlampe flüchtig gesehen, und führte ihn herein, als er kurz und bestimmt erklärte: Dona Rafaela sprechen zu müssen.

Rafaela stand ihm im Zimmer gegenüber und sah ihn feindlich an. Er forschte einige Momente schweigend in ihren Zügen. Was einst an ihr eigenartige Schönheit gewesen, war jetzt scharf, runzelig und kantig geworden. Wie recht hatte damals doch schon Don Primus mit seiner Äußerung gehabt, als er gesagt: das Äußere von Dona Rafaela erinnere ihn ständig an die Schmach der Araberschaft, die siebenhundert Jahre in Spanien sich eingenistet. Würde Rafaela nicht auch jetzt vollkommen das Bild einer Maurin abgeben, wenn man sie in orientalisches Gewand, Armreifen, Haarspangen und anderen Zierat hüllte?

Er wandte sich um und scheuchte mit einer befehlenden Bewegung die neugierige Dienerin aus der Tür des Zimmers. Als diese die Tür geschlossen, fragte er: „Dona Rafaela, kennen Sie mich wieder?“

Er sah an ihrem wirren Blick, daß ihr Verstand erloschen schien. Aber als er nun hinzusetzte: „Ich bin der deutsche Doktor Reinhardt, dem Sie in Manila oft begegnet sind“, sprang sichtlich ein Funke der Erinnerung in ihrem Gedächtnis auf. Trotzdem sagte sie nun mit einer verdächtigen Hast:

„In Manila? Ach, von Manila erinnere ich mich an nichts mehr. Wirklich, nicht mehr!“

Das schien ihr sichtlich das Bequemste zu sein. Doch innerlich lauerte sie nach den jahrelangen, folternden Gewissensbissen auf die Stunde einer Rechenenschaft.

Reinhardt aber trat noch näher heran, lenkte den Blick fest in ihre Augen und erwiderte eindringlich: „O, Sie müssen sich aber an Manila erinnern, Sennora! Verstehen Sie mich? Denn ich komme, um Sie zu fragen, wo denn der Sohn des Herzogs von Altamira und Dona Rufina ist?“

Sie machte eine Handbewegung, als streiche sie lästige Spinnweben von ihrer Stirn. „Was ist denn mit dem Sohn des Herzogs?“ fragte sie vorsichtig zurück.

„Er hat Sachen begangen, die ein Altamira niemals tut. Es ist voller Unbegreiflichkeit für den Sohn eines Herzogs —“

Er blieb unbeweglich vor ihr stehen und sah sie mit

seinen kühlen, blauen Augen an, deren kluger, zussassender Blick sie schon in Manila beunruhigte. Und weil er jetzt nicht sprach, und das Gefühl von Unbehaglichkeit in ihr wuchs, da sie nicht wußte, was er beabsichtige, fragte sie jetzt unvermittelt:

„Hat Don Tobias und Trinidad Sie zu mir gesandt?“

Er horchte auf, wie gestern bei den Äußerungen der Dienerin. Warum erwähnte sie plötzlich ihren Schwager Tobias? Hatte er nicht eben einzig vom Herzogspaar und dessen Sohn gesprochen? Aber er merkte sich diese Frage gleich einer Fährte, die er verfolgen müsse, und vermochte in äußerster Gelassenheit zu sagen: „Ja, ich komme von Don Tobias!“

Da sah sie ihn wieder mit einem bösen, lauerten Blick an, der zwischen Irrsinn und Wachen lag, und schwieg.

„Was ist es mit dem Sohn des Herzogs von Altamira?“ fragte er jetzt drängender, um sie einzuschüchtern.

Aber ihre Unberechenbarkeit offenbarte sich jetzt aufs neue. Sie reckte sich auf, warf den Kopf zurück und sagte mit der Haltung einer Fürstin, die eine Audienz beendet: „Das werde ich Don Primus selbst sagen, Sennora! Ich werde Don Primus Mitteilung senden, wann ich ihn in meinem Schlosse zu empfangen wünsche! Jetzt verlassen Sie mich, denn ich beabsichtige, in meinem Park zu lustwandeln — — —“

Da er sich nicht rührte, schritt sie mit einer hoheitsvollen Bewegung an ihm vorüber aus dem Zimmer, ließ die Tür offen und sprach zur Dienerin: „Du wirst mich jetzt begleiten. Doch vorher schließe die Tür dieses Zimmers, mit dem Herrn. Denn ich will nicht, daß er uns folgt!“

Seit einiger Zeit hatte Dona Rafaela einen seltsamen Ort gefunden, an dem sie sich wohl fühlte, sie erging sich fast täglich in den herrlichen Gärten des maurischen Königsschlusses, des Alkazars von Sevilla.

Der Alkazar war auch jetzt noch Eigentum des Königs von Spanien. Gegen ein geringes Eintrittsgeld, das ausschließlich der Seviller Armentasse zugute kam, stand er dem Besuch der Allgemeinheit zur Verfügung. Sie schritt mit der Haltung einer maurischen Fürstin, die hier zu Hause ist, durch die wundervollen Säle und Gemächer, durch die offenen Innenhöfe, auf deren Marmorboden kleine Fontänen sprudelten, durch die herrlichen großen Parkanlagen, in denen die Flora der südlichen Halbkugel bereits sich mit der nördlichen vereinigte. Nicht die Kalifate von Damaskus oder Bagdad standen in ihren Gärten orientalischer Pracht und Zaubervirkung hinter denen des Sevillaner Alkazars zurück.

Die Aufseher kannten bald diese sonderbare Sennora, die immer in Begleitung einer Dienerin erschien, mit niemanden ein Wort sprach, aber alle paar Tage ihre Dienerin mit einer hoheitsvollen Bewegung veran-

achte, den Aufsehern ansehnliche Trinkgelder zu ver-  
abreichen.

Auch jetzt lenkte Dona Kajaela nach diesem Zwischenfall die Schritte zum maurischen Königsschloß, das ihr wirrer Sinn als ihren gebührenden Wohnsitz betrachtete.

Reinhardt aber über sah die Situation. Trotzdem ihn der Zorn über ihre herausfordernde Art packte, hatte er keine Neigung, sich von ihr hier einschließen zu lassen. So mußte er die Konsequenzen aus ihrer Unnachachtung ziehen und sich entfernen. Aber er wahrte vollkommen Haltung und Höflichkeit. Deswegen verfehlten seine letzten Worte an sie nicht ihre von ihm beabsichtigte Wirkung: „Lassen Sie sich nicht durch mich von Ihrem Spaziergang in Ihrem Park abhalten, Dona Kajaela. Nur rate ich Ihnen, führen Sie die Absicht so bald als möglich aus, mit Don Primus in Ihrem Schloße zu sprechen! Es dürfte Ihr eigenes Interesse sein!“

Er fühlte an ihrem letzten Blick, wie seine Worte sich in ihr verworrenes Sinnen dennoch einbohrten. Auf dem Nachhausewege überlegte er das Resultat seines heutigen Weges. War es ein Erfolg oder Fehlschlag durch ihre undurchsichtige Unberechenbarkeit, die sie ihm schon vor Jahrzehnten auf den Philippinen so räthelhaft machte?

Ein wertvoller Fingerzeig war ihre unwillkürliche Frage nach Don Tobias, auch hatte sie den Namen von Trinidad genannt. Denn damit stand für Reinhardt nun fest, daß Kajaela die Westizin schon vor ihrer damaligen Abreise aus Manila im Zusammenhang mit Don Tobias gekannt hatte.

„Ich werde Don Tobias schreiben und ihn veranlassen, herzukommen!“ beschloß er zuletzt.

### Fünfzehntes Kapitel.

Es war am Tage vor Weihnachten.

Nicht die geheimnisvolle Unruhe deutscher Weihnachten mit ihrem glücklichen Geben und Nehmen, gehüteten Geheimnissen und gegliückten Überraschungen. Nein, das spanische Kind erhielt erst am Dreikönigstage seine Geschenke, und das Weihnachtsfest bestand nach spanischer Sitte in ausgiebigem Essen und Trinken, Pokulieren, Scherzen, angeregten Tischgelagen und dem Verzweifen des zum Weihnachtsfeste unerläßlichen Puterbratens.

In den Lebensmittel- und Delikateskläden war Hochbetrieb. Die ganzen Schaufenster und Ladenhallen voll reichgarnierter Körbe, aus denen die Hälse von Champagnerflaschen, Lederbissen, Staniolumwickelten Würsten, ja ganze Schinken ragten. Auch die Konditoreien belagert von Schaulustigen, die die Auslagen der Riesentorten bewunderten.

Es fiel nicht im geringsten auf, als Dona Kajaela in Begleitung ihrer Pedra in der ersten Konditorei der Stadt erschien und eine der Torten auswählte, die innen eine vierfache Füllung besaßen und in die man, einer alten Sitte gemäß, gern kleine Überraschungen für den Empfänger kneten ließ. Winzige Porzellanpüppchen, die Glück bringen sollten, grub man hinein, oder Geldstücke, oder winzige Schmuckstücke, — oder gar Liebesbriefchen.

Dona Kajaela befahl, die Torte in das Palais des Herzogs von Altamira zu bringen. Noch am gleichen Abend. In die Füllung sollte dieser winzige Brief verborgen werden, der die Aufschrift des Don Primus trug.

In diesem winzigen Briefchen standen in zierlichsten Buchstaben die Worte: „Don Primus, Herzog von Altamira! Bemühen Sie sich morgen, am Tage der Guten Nacht“ (Weihnacht) um zwei Uhr in den Alkazar! Man wird Ihnen dort Mitteilung über Ihren Sohn geben!“

•

Ein strahlend blauer, wolkenloser Himmel über Andalusien auch zu dieser Zeit, da weniger glückliche Himmelsstriche unter Nebel und Regen lagen.

Die Aufseher des maurischen Königsschlosses standen vorne an der Portierloge beisammen und schwatzten. Der große Fremdenstrom war schon seit November versiegt. Die wenigen Besucher aus Spanien oder Sevilla hatten jetzt um die vierzehntägige Festzeit von Weihnacht bis Dreikönigstag anderes zu tun, als Schloß und Gärten zu besuchen.

Nur die eine Sennora mit ihrem seltsamen Gebaren war auch heute mit ihrer Dienerin erschienen. Aber man ließ sie gewähren, ließ sie nach Herzenslust durch die riesigen Gärten promenieren, in denen schon Philipp II., Karl I. gelustwandelt, hinter deren labyrinthisch angelegten starken Myrthenhecken die Favoritinnen der Sultane in ihren offenen Bädern vor den Augen Unbefugter bewahrt worden waren, — in denen stolze Sultane am einschläfernden Gerinnsel der Fontänen Erholung von ihren Glaubenskämpfen um den Sieg des Halbmondes gesucht.

Aber Dona Kajaela sah heute im „Salon der Maria de Padilla“, der berühmten Königsfavoritin. Am großen, durch eiserne Stäbe vergitterten Fenster im Erdgeschoß befanden sich zu beiden Seiten Ruheplätze aus bunten Majolikatafeln, die einem kleinen Throne glichen. Pedra hatte sich auf ihren Befehl im Garten aufzuhalten. Sie selbst aber legte den schwarzen weichen Seidenmantel ab, der mehr einem Umhänge gleich, und saß nun in einem Gewande aus goldgelber Seide da, das sie sich selbst gestern zusammengestichelt, und das gleich orientalischen Überwürfen gerast und mit Seidengürteln zusammengeschlungen war.

Sie sah heute nicht wie sonst mit verlorenen Blicken auf die jahrhundertealten Platanen, auf die sich in ihren hohen Wipfeln wiegenden Dattelpalmen, die sich im Parke reckten. Heute starrte sie mit einem bohrenden Blick in das wunderjame Spiel von Licht- und Schattenwirkungen der Räume, in denen orientalische Bauten so groß sind. Durch die bogenförmig sich wölbenden Türen und Tore der Säle und Gemächer sah man immer wieder in Innenhöfe, die über sich den offenen Himmel hatten und in hellstem Sonnenscheine dalagen, während in den Sälen und Gemächern die Beleuchtung mannigfaltig abgeschattete.

Da klangen Schritte über die Marmorquadern, schnell, elastisch.

Nun bog eine Herrngestalt in den Innenhof, vor dem sich noch der Trauungsaal Karls I. und ein anderes Gemach lagerte. Trotzdem der Blick gesenkt war, erkannte Dona Kajaela ihn. —

Don Primus.

Ihr Herz schlug langsam, als müsse es stillstehen. — Und inmitten all ihrer Unnachachtung rang sich der qualvolle Schmerz in ihr wieder empor: nur diesen Mann in ihrem Leben geliebt zu haben, — nur ihn, — und nie von ihm beachtet worden zu sein. Weniger als das. Herabgesehen hatte er auf sie — —.

Das gab ihr wieder Fassung und Halt.

Auch an ihm waren die Jahre nicht spurlos vorübergegangen. Und doch — noch immer trug sein Gesicht den Ausdruck vornehmster spanischer Männerschönheit.

Je näher er kam, desto mehr enträtselte sie den Ausdruck unverkennbaren Grams in seinen Zügen.

Sie kannte die Ursache dieses Grams. Sollte sie beueuen? — Sollte sie triumphieren?

Jetzt hob er den Kopf, überflog achtlos die Frauengestalt im gelben Seidenkleid am Fenster und war im Begriff, zur Seite in die anderen Säle einzubiegen, als er seinen Namen rufen hörte. —

„Don Primus!“

Die stillen hallenden Säle und Gemächer gaben ihn weiter. Er blieb stehen. Und als sie nun zum zweiten Male rief, kam er überrascht auf sie zu.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Schicksal.

Von Lotte Tiedemann.

Im Sitzzug sitzt mir gegenüber ein Mann, der so beharrlich in die Landschaft hinaussteht, daß ich sein Gesicht nicht wahrnehmen kann. Da das Abteil sonst leer ist, und die Gegend mit ihren Schrebergärten, Landstraßen und Fabrik- schloten mir vertraut, betrachte ich diesen Mann, den ich beim Einsteigen aus Abergelächter mit meinem Gepäck nicht ins Auge faßte, ziemlich genau. Ein viereckiger Schädel mit borstigem Haar über braunrotem Nacken, eine lose sitzende, abgetragene Jacke um breite Schultern, eine Nickel- uhrkette auf schwarzgestrickter Weste, die sich im Rhythmus des fahrenden Zuges bewegt. Des Mannes rechte Hand ruht gespreizt, kurzfingerig und gut auf dem rechten Knie, die linke ist unsichtbar. „Landmann oder Handwerker?“ über- legte ich. Da fängt mein langsam durch die Scheiben wandernder Blick draußen zwischen tanzen- den Telegraphen- drähten fern am Horizont einen Riesenzug aus Gen Süden fliegender Vögel auf, ich rüde unwillkürlich ans Fenster. Sofort wendet mir der hinaussehende Mann sein Antlitz zu. Ich erschreke. Aus einer über und über mit Narben bedeckten linken Gesichtshälfte schaut ein blaues Glasauge mich mit totem, schrecklichem Staunen an. Zugleich spricht der Mann mit einer tiefen, etwas brüchigen Stimme: „Schön, die Vögel da, haben Sie gesehen?“ Ich fasse mich. Allmählich finde ich sein rechtes Auge in dem entstellten Gesicht; es ist tröstlich glanzvoll und lebendig. Sein Mund mit den straffen, noch jungen, breitwulstigen Lippen ist mit Willenskraft umlagert, die Zähne sind weiß, kräftig und regelmäßig, die Nase ein wenig schief, wohl durch die Narben verzogen. Die Stirne wölbt sich auf der narbenlosen Seite mustulös bis zum üppigen Haaransatz. Der Hemdkragen des Mannes steht ein wenig auf und läßt den sehnigen Hals sehen. „Ja“, raffe ich mich auf, „ja, schön, der Zug der Vögel!“ — „Die Vögel überhaupt“, fährt er fort und dann, um mir ohne eigentlichen Bericht seine traurige Ent- stellung zu erklären, „wir im Schützengraben, wir haben manchmal Vögel gehabt, ganz zahme!“ Er lächelt. Die rechte Mundhälfte lächelt nur mühsam und traurig mit: „Da war ein junger Arzt in unserm Bataillon, damals an der Somme, der hat die Tiere so gern gehabt. Ich hab' ihm mal einen angeschossenen Sperling gebracht, den ich vorm Unterstand gefunden hab', da hat er lange daran herum- gemacht, er wollt' ihn absolut heilen. Verbunden hat er ihn, gefalbt, gefüttert, ach, stundenlang hat er mit ihm ge- sprochen. . . Man sollt's nicht glauben bei den vielen Toten, die wir täglich hatten, für das Tierchen hat er gelebt, das hat ihn hochgehalten, ich kann das auch begreifen, es wäre halt ohne ihn eingegangen!“ Er schweigt plötzlich und sieht wieder in die Landschaft hinaus. Ich denke über das Ge- hörte nach. Da haben trotz allem Grauen von Verstümme- lung, Tod und Verwundung schützende Hände das Leben hüten wollen, das Leben in kleinster, zudender Flamme! Ich sehe wartend zu dem Mann hinüber, er fängt meinen Blick auf und fährt fort: „Bald war der Vogel geheilt und konnte wieder fliegen. Eines Tages, als die Franzosen wenig schossen, sind wir raus aus dem Unterstand, wir zwei, er und ich. Da haben wir den Sperling fliegen lassen. . . was hat der Mensch da eine Freud' gehabt! „Weber, er fliegt, er fliegt ganz richtig!“ hat er gerufen und gestrahlt übers ganze Gesicht. Mich hat's ja auch gefreut, wie das Tierchen in der blauen Luft geflogen ist und über all dem ver- wümpeten Land, unwillkürlich hab' ich an meine Buben da- heim denken müssen, aber so was von einer Freude, wie der andere, nein, nein. . .“ Er seufzt tief und schmerzlich und fährt mit Zeige- und Mittelfinger langsam über seine roten Narben. „Ein Tag darauf war der Doktor tot. . . Boll- treffer. . . nicht mal begraben konnten wir ihn. . . und zwei Tage darauf kam der Sperling wieder in den Unter- stand geflogen. . . Ich kann Ihnen sagen, wie ich den Vogel wiedergesehn hab', wie ich sein Gepiepe gehört hab', da hab' ich erst richtig gefühlt, daß der Doktor tot war. Beim Sturmangriff, da fühlt man nichts.“ Plötzlich hält er die Hand vor sein Gesicht und wendet sich wieder ganz dem Fenster zu. Ich sehe nur seine breiten Schultern, die sich nun ziemlich schnell beim Atmen heben und senken. Seit zehn Minuten fahre ich mit diesem Mann zusammen. Aus seinen Worten wuchs Schicksal auf, wie es Tausenden wurde, und dieses Schicksal erfüllt schmerzhaft spürbar das kleine Abteil des ratternden Zuges.

## Gurages Werbung.

Abyssinische Legende von Peter Ahl.

Der Korbflechter Gurage hatte Thelela bei dem Geburts- fest eines Nachbarn zum ersten Male gesehen und war beherzt vom Liebreiz des Mädchens. Daraus, daß Thelela noch mit vierzehn Jahren die aus vielen kleinen Zöpfchen geflochtene Frisur der Jungfrauen trug, schloß Gurage mit Recht, daß ihr Vater einen hohen Preis ausgesetzt hatte für ihren Er- werb. Aus zwei Gründen aber wartete er für seine Werbung den Sonnenmonat ab. Denn erstens hoffte er seine kunstvoll geflochtenen Körbe auf dem Markt in Addis Abeba zu dieser Zeit gut loszuschlagen und dann war gerade in diesem Mond der Teufel Aethiopiens gefesselt und Gurage fürchtete den Teufel, der ihm schon zahlreiche Streiche gespielt, über die Mägen.

Alles gedieh nach seinem Wunsch. Reich beladen lehrte er in das heimatische Dorf zurück. Er brachte herrliche Schnitzereien aus Horn, bunte Tongefäße, gestickte Decken und schöne Waffen mit. Unter diesen befand sich ein Messer mit prunkvollem silbergedrehten Griff, das Gurage sich selbst zu- gedacht hatte zum Zeichen seiner kommenden Gattenwürde. Er ahnte noch nicht, als er das Messer erstand, daß sein künf- tiger Schwiegervater eben jenen Matsua als Dritten seiner Ehe, als Alangen, erwählen würde, jenen Matsua, mit dem er sich schon von Kindesbeinen an in stetem Hader und Wett- bewerb befand. Wie gesagt, alles verlief gut, auch weiterhin. Als die Hochzeit vor Thelelas Haus geritten kamen, war- tete der Alte bereits auf der Matte vor der Tür. Drei Stun- den währte der Handel um die Tochter. Aber schließlich trug Gurage den Sieg davon.

Alles war gut verlaufen bis zu diesem Augenblick. Nun aber oblag es dem Schwiegervater, nach dem geeigneten Alangen Ausschau zu halten, dem Hausfreund, der in jede vernünftige Ehe des äthiopischen Stammes als ein zweiter gleichberechtigter Gatte einzieht, um zu besitzen, was der Ehe- mann besitzt, nicht aber teilzunehmen an den Pflichten des Haushalts. Der Schwiegervater wählte Matsua, wie er- wähnt. Und Gurage erriet gleich, daß der schlaue Alte, jezt nachdem er das Heiratsgut eingehemmt hatte, in der An- nahme, daß die beiden dorfbekanntesten Rivalen Thelela nie- mals gemeinsam besitzen könnten, mit Bestimmtheit voraus- sah, daß es hier niemals zur Heirat kam, und seine Tochter freiblieb, um ihm noch mehr einzubringen.

Gurage aber liebte Thelela. Dreimal sandte er zu Matsua und forderte ihn auf, seiner Berufung als Alange zu entsagen, dreimal wurde er abgewiesen. Matsua liebte Thelela nicht, aber er wollte Gurages Glück verhindern.

Da begab sich Gurage in der ersten Nacht des neuen Mondes in den Hof seines Hauses. Er hatte ein großes, breites Schwert umgehürtet und auch das neue Messer mit dem silbergedrehten Griff steckte in seinem Gürtel. Und Gurage beschwor in Matsuas Gestalt den äthiopischen Teufel, um mit ihm zu kämpfen. Dreimal rief er ihn in der Stille der Nacht. Beim drittenmal erschien er. Brustend und fettenklirrend sprang er krummbeinig über den Zaun und sauchte Gurage seinen Feueratem ins Gesicht. Sie prallten zusammen mit einer Nacht, daß die Erde ringsum erzitterte. Gurage stieß den Teufel mit der Schwertspitze zurück, aber das Schwert drang nicht ein in ihn, denn er hatte seinen Körper mit Zaubersalbe beschmiert und war unverwundbar. Wieder und wieder schlugen sie aufeinander ein und Gurage entwich nur mit Mühe den schweren Schlägen, die auf ihn niederfielen wie Blitz und Donner. Da warfen sie ihre Waffen weg und fielen sich mit bloßen Händen an. Das Firmament donnerte und zuckte, die Erde dröhnte und das Kreuz des Südens erblähte am Himmel.

Thelela aber in ihrem Haus erwachte davon, beugte den Kopf aus dem Fenster und rief Gurage aus weiter Ferne etwas zu. Und Gurage packte den Teufel bei den Schultern, hob ihn empor und schleuderte ihn mit solcher Kraft in die Erde, daß er bis ans Kinn in ihr versank. Dann nahm er sein Messer und schnitt ihm die Haare ab. Der Teufel rollte die Augen wie wild, aber alle Kraft hatte ihn jezt verlassen. Gurage entzündete schnell das Haarbündel und als die Flamme wie ein roter Pfeil gegen den dunklen Himmel sprang, verendete der Teufel in Matsuas Gestalt und zerfiel zu Asche.

So errang Gurage Thelela. Matsua aber, den er nach dem Ehegeheh niemals hätte körperlich vernichten dürfen, lag tot in seinem Haus.

# Kleinstadtleben in Amerika.

Von Dr. Erwin Stranik.

(Schluß.)

Nach dem Badezimmer muß man die Garage für das Auto bewundern. Trotzdem es natürlich auch hier nur eine einzige Form, nämlich die Wellblechgarage gibt. Sie steht in der ganzen Union gleich aus, aber jeder Besitzer meint, seine Garage bilde den Gipfel des modernen Fortschritts. Hat man von derartigen Dingen genug und möchte man lieber den Garten besichtigen (die Landhäuser der Städte unter 20 000 Einwohner besitzen fast alle Gärten), so erlebt man auch hier seine Überraschungen. Das prachtvolle amerikanische Klima bringt bekanntlich die wundervollsten Pflanzen hervor. Nirgends sah ich so herrlich leuchtende, schwer duftende Rosen wie in Kalifornien, nirgends sonst so gewaltige Orangerien. Aber wie werden sie einem anempfohlen? — „Betrachten Sie diese Rosen“, sagt der Hausherr, „hat mich das Stück fünfzehn Dollar gekostet. Sind ganz besondere Ware. Habe davon hundert Stück. Mein Nachbar hat bloß fünfzig. Auch Zwergpalmen hat er viel weniger als ich. Natürlich will sich seinen Garten auch niemand ansehen.“ — Also auch diesmal wieder: nur die Menge der Pflanzen und der Preis, der für ihre Anschaffung und zur ständigen Pflege aufgewendet wurde, machen Eindruck. Das Ding an sich, das Gotteswunder in jeder Blume, bemerkt keiner.

Fühlt man sich schon nach diesen ersten Eindrücken als Europäer in einer mittelamerikanischen Stadt nicht wohl, so ergeht es einem seelisch noch schlechter, wenn man erst mit der „Gesellschaft“ in nähere Berührung kommt. Da bemerkt man vor allem einmal, daß die Amerikaner beinahe noch gar keine innere Bindung zueinander haben. Sie sind, trotzdem sie ihr Land so stolz als „Schmelztiegel der Rassen“ bezeichnen, noch immer weit davon entfernt, wirklich das zu sein, was man eine „Nation“ nennen könnte. In jeder Stadt wohnen die verschiedensten Leute beieinander: Skandinavier, Engländer, Italiener, Balkanesen, Polen, Russen, Deutsche. Alle Familien pflegen, gewollt oder ungewollt, noch Erinnerungen an die alte Heimat. In der neuen Heimat finden sie nicht zusammen. Denn kann ein Pole wirklich sagen: Washington, Lincoln und Roosevelt seien seine Vorfahren gewesen? Man müßte darüber lächeln. Oder: wenn ein Balkanese stolz erklärt: „Ja, wir Amerikaner mit unserem Edinjon!“ Da wehren sich wieder die anderen. Und so kommt es, daß doch jeder in seinem nationalen Fühlen vom anderen getrennt bleibt, daß — vorläufig wenigstens — noch keine Einheitlichkeit vorhanden ist. Wenn sie auch alle zusammen auf Amerika jubeln, sobald irgendein kritischer Zwischenfall in Europa auftaucht, da besinnt sich gleich jeder wieder auf seine Abstammung. Deshalb sind alle Verbrüderungen nur äußerliche, aber auf dem wichtigsten Gebiete, dem der Volkszugehörigkeit, gibt es noch lange keine wahre, echte Einheit. Die wird deshalb auf anderem Wege gesucht: durch Bünde und durch Setten.

Der Amerikaner der Kleinstadt ist dem Anwesen derartiger Bünde und Setten rettungslos verfallen. Es geht für den einzelnen, will er gesellschaftlich von den anderen nicht völlig außer Acht gelassen werden, nicht an, allein zu bleiben. Er muß sich, sagen wir es ruhig: „organisieren“, das heißt, er muß sich um die Aufnahme in einem Klub, einer Loge oder einem Bund bewerben. Aber die Aufnahmefähigkeit entscheidet nicht sein Charakter, sondern sein Geschäft. Ein gutes Geschäft, ein hübsches Einkommen sichern die Berechtigung zur Mitgliedschaft bei einem der Vereine, die immer noch die seltsamsten Namen tragen. Und ob sie die „Brüderschaft der Elche“, die „Rimmermüden Cowboys“, die „Wäckeren Bürger der USA.“ oder sonstwie heißen, — auch sie haben nirgends ein eigenes Gesicht, sondern ähneln einander in jeder Stadt aufs Haar. Überall gibt es einen Großmeister, mehrere Majore und Hauptleute, überall gibt es Titel über Titel, und jeder Titel wird fürchtbar ernst genommen, es wäre ein Verbrechen, einen solchen Betitelten einmal ohne sein Logenprädikat anzusprechen, — und der Amerikaner, der im öffentlichen Leben alle schmückenden Rangsbezeichnungen verpönt, der über die europäischen Adelsverleihungen, die Kommerz- und Hofräte anscheinend so erhaben ist, fühlt sich selig, irgend ein Vereinsgroßmeister genannt zu werden und dünkt sich mindestens ebenso wichtig wie der Präsident der USA. in höchst eigener Person.

In diesen Klubs spielt sich beinahe alles gesellschaftliche Leben der Kleinstadt ab. Den ganzen Tag über ist der

einzelne eigentlich nichts als eine Maschine: er kennt nur den Beruf, nur den einen Lebenszweck, wie er das bisherige Einkommen von so und so viel Dollars wöchentlich in ein doppelt so hohes steigern könnte. Man hat sein Auto, seinen Grasplatz im Garten, einmal in der Woche trinkt man Coca Cola, um die Verdauung in Ordnung zu halten, einmal in der Woche spielt man Poker oder Bridge mit der ganzen Familie, einmal geht man ins Kino. Das ist das Normalprogramm für alle Bürger der Vereinigten Staaten. Die Fragen: und wann liest man ein Buch, wann ruft man aus, wann erfreut man sich an der Natur? gelten als widersinnig. Wenn man wirklich außer dem Normalprogramm etwas Zeit hat, dann wandert man eben — in den Klub. Hier gibt es vor allem die berühmten Vormittagsessen, den Lunch, der stets die Männer der gleichen Vereinigung zusammenschließt, wo man sich gegenseitig durch uflige Grobheit zu imponieren sucht und als biederer Bürger das Wesen der Demokratie lobt. Des Abends wird gefeiert, — einen ganzen Winter hindurch dauern die großen Turniers. Sie sind das Ereignis der Kleinstadt, ihr Um und Auf.

Sollte es aber doch vorkommen, daß eine Stadt plötzlich bemerkt, sie müsse etwas „für ihre Bildung tun“, weil die Nachbarstadt ebenfalls in dieser Richtung arbeite (die Eifersucht zwischen den einzelnen amerikanischen Städten ist ungeheuer groß, es wünscht jede die schönste, beste und berühmteste Stadt der Union zu sein), dann erfolgt die Gründung eines „Literatur- und Leseklubs“. Diese Kränzchen gehören zum Fürchterlichsten der Kleinstadt. Geleitet meist von Damen, deren Kenntnisse im Dichterischen nur so weit reichen, daß sie den Namen Shakespeares gehört haben („Soll übrigens ganz nette Theaterstücke schreiben — oder sind es Romane? — Könnte man sich einmal kommen lassen — wo lebt denn der Mann eigentlich? — Wie, schon tot? — Ach, so!“), bilden nun einen Vorstand der mit peinlichster Zensur, die jene unseres seligen Metternich noch um vieles überlegen ist, prüft, was für Bücher auf Vereinskosten gekauft und in gemeinsamen Lesestunden durchgenommen werden sollen. Das altmodischste, unmöglichste und zurückgebliebenste Zeug allein darf Beifall finden. Wagt man es auch nur den Namen eines modernen Dichters zu nennen oder irgendein soziales Problem zu berühren, so gilt man sofort als „Revolutionär“ und wird künftighin ängstlich gemieden.

Man nennt Amerika das Land der Demokratie, weil es sich selber als ein solches bezeichnet. Ja, Amerika ist demokratisch, das heißt: gleichförmig. Aber seine Demokratie ist eine Gleichförmigkeit der Gedanken, der Kleidung, der sittlichen Ansichten und der Ausdrucksweise, nicht eine wahre Gleichberechtigung von Mensch zu Mensch, die vor allem einmal jedem seine eigene Lebensanschauung gestattet. Darum geschieht es auch so oft, daß die Amerikaner ohne innere Nahrung von einer Stadt in eine andere ziehen. Zehn, zwölf Jahre lebten sie auf einem Fleck, plötzlich freut es sie dort nicht mehr. Sie verkaufen Haus, Garage, Geschäft und wandern mit ihren Dollars mehrere hundert Meilen fort, irgendwo anders hin. In eine ungewohnte Umgebung? Oh nein, — sie taufen sich wieder ein Haus, das ebenso aussieht wie ihr altes, sie errichten das gleiche Geschäft in einer ebenso einförmigen Straße, stellen dieselbe Wellblechgarage auf und bewerben sich um die Aufnahme in eben jene Klubs, die ihrerseits wieder die „hochwürdigen Kammeratstitel“ zu vergeben haben und Jahr um Jahr ein großes Beefsteakessen und ein Riesenfestturnier veranstalten.

Die Einrichtung der Wohnungen ist Chippendale oder viktorianisch, die Einrichtung des Lebens nach dem Standard-Rezept: Wie verdient man am meisten? Die Sachen, die man verschleißt, sind zu keinem anderen Zweck geschaffen, als daß man an ihrem Vertrieb eben profitiere. Daß Nähmaschinen auch zum Nähen, Sofas auch zum Niederlegen, Kleider auch zum Anziehen gehören, daran denkt der Händler nicht. Für ihn gehören sie bloß „zum Umsatz“, zum „Dollar-Machen“ und zu nichts mehr.

Die Trostlosigkeit einer solchen Perspektive ist gewaltig. Sie wäre niederschmetternd, wenn uns die Hoffnung nicht bliebe. Die Hoffnung, daß Amerika diese törichten Jahrzehnte der Jugend noch einmal überwinden werde und aus der Unreife des Materialismus zur Reife des Individualismus sich emporläutere. Bis dahin werden aber wohl noch viele, viele Jahre vergehen und viele, vielleicht auch noch sehr schwere Schicksalsschläge über die Union hereinbrechen müssen, ehe sie so weit ist, um nicht nur an ihren Grenzen, sondern auch in ihrem Inneren ein eigenes, wertvolles und von Geistesalten gekennzeichnetes Antlitz aufzuweisen.